

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen
von hervorragenden Schrift-
stellern und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

Jahrgang

* 1916 *

Sechster

Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig · Wien

Postfahrt in Algerien

Von Ferd. Emmerich

Wie oft höre ich, wenn ich gelegentlich mal wieder ins deutsche Vaterland zurückkehre, die Ausrufe: „Oh, wie beneide ich Sie um Ihre Reisen! Wie herrlich muß es doch da drüben sein!“ Und niemand kann begreifen, daß ich nicht ebenso begeistert bin von den „Herrlichkeiten“, die das Reisen „da drüben“ bietet.

Ich will versuchen, hier eine Reise durch den zivilisiertesten Teil des französischen Nordafrika zu schildern, und bitte den Leser, mir nach dem Hafenstädtchen La Calle, Provinz Constantine, Algerien, zu folgen.

Jedes Reisebuch beschreibt die Stadt La Calle, so daß ich mich darauf beschränken kann, nur das hervorzuheben, was den Reisenden besonders angeht, was aber nie beschrieben wird, nämlich die Unterkunft, das heißt den Gasthof. Eine Beschreibung des Ortes selbst steht übrigens auch in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit meiner Postfahrt.

Das einzige Hotel in La Calle war das in der ganzen Provinz Constantine wegen seiner guten Speisen berühmte „Grand Hotel Barnier“. Wirklich waren die Mahlzeiten, bei denen Hummern und feine Seefische eine große Rolle spielten, vorzüglich und sehr billig; auch die Wohnzimmer waren ziemlich gut im Stande. Aber die Küche selbst!! So etwas an Schmutz und Unreinlichkeit war selbst für uns, die wir doch schon seit Jahren an die Zustände in den französischen Schmutznestern gewohnt waren, etwas zu stark.

Da war zunächst der Koch. Man denke sich einen jungen Menschen (Franzosen), etwa zwanzig Jahre alt, bekleidet mit einem ehemals weiß gewesenen, von Schmutz starrenden Kittel, ebensolchen Hosen, dabei

barfuß, aber mit Füßen, an denen der sicher monatealte Schmutz dicke Krusten gebildet hatte. Ein schwarzer Filzhut, der von Fett glänzte, bedeckte einen ebenso ungewaschenen Kopf, und wenn dieses Jewel sich nicht gerade in größten Tönen mit der Dame des Hauses stritt, qualmte es eine Zigarette um die andere und spuckte, nach französischer Art, den Fußboden voll, der ihm nachts als Ruhestätte diente.

Dieser Koch entsprach ganz seiner Umgebung. Die Küche, ein etwa vier Meter langer und halb so breiter Raum, hatte keine Fenster, sondern bekam ihr Licht von dem davorgelagerten Gastlokal, dessen ewig offene Türen auch den Luftumlauf vermittelten. In der Küche, mit Zugang von einem kleinen Seitengang, war auch der Abort. Man kann sich die Folgen dieses baulichen Kunststücks am besten ausmalen, wenn man bedenkt, daß gerade damals, als wir dort waren (November 1913), die städtische Wasserleitung schon seit vielen Monaten streifte. Irgendwo in dem Leitungsnetz klappte ein Riß, und die Wasserwerke konnten deshalb die benötigte Wassermenge bei weitem nicht mehr liefern, so daß die Leitung von zehn Uhr früh bis zum nächsten Morgen um sieben Uhr abgesperrt werden mußte, wodurch natürlich die Spülung des Abortes in diesen einundzwanzig Stunden unterblieb. Das ganze Hotel, die ganze Straße wurde dadurch in Mitleidenschaft gezogen; man konnte das Hotel schon von weitem riechen.

In diesem „Grand Hotel“, dessen Speisesaal unmittelbar neben der Küche lag, speisten auch die höheren französischen Gerichts- und Verwaltungsbeamten, aber keinem schien es einzufallen, sich über diese geradezu unerhörten Zustände zu beschweren oder eine Wiederher-

stellung des Leitungsnetzes zu veranlassen. Sie waren wohl gegen derartiges schon abgestumpft, da ja auch in Frankreich vielfach ähnliche Zustände herrschen. Ich selbst erlebte in Nizza, während der Kurzeit, eine mehrtägige Sperrung der „Spülung und Leitung“.

Wir waren aus dem Innern Algeriens gekommen und mußten hinüber auf tunesisches Gebiet, nach dem Städtchen Min-Draham. Der einzig mögliche Weg führte über La Calle, und so waren wir hierher verschlagen worden.

Die Entfernung zwischen La Calle und Min-Draham beträgt 33 Kilometer, der Höhenunterschied 990 Meter. — Ein Wagen war in dem Ort nicht zu haben; Reittiere konnten wir wegen unseres Gepäcks nicht benutzen, und so blieb uns nur noch die staatliche Postverbindung, die „Diligence“. Diese Postkutschen sind alte, im französischen Mutterlande ausgemusterte Kästen, die in Algerien an die Posthalter billig verkauft werden und den Post- und Personenverkehr zwischen größeren Ortschaften vermitteln. Sie werden fast nur von Arabern benützt, und selbst der französische Arbeiter vertraut sich diesen Marterkästen nur in den allerdringendsten Fällen an. Wer einmal eine solche „Diligence“, gespickt mit Arabern, gesehen hat, den verlangt nicht nach dieser Fahrgelegenheit.

Indessen, was war zu machen? Fort mußten wir, denn in dem Hotel hätten wir unter keiner Bedingung länger wohnen mögen, und so entschloß ich mich, in der „Diligence“ sämtliche Plätze zu belegen, also sechs Karten zu nehmen. So blieben wir denn wenigstens allein, und wenn auch die marternde Fahrt nicht erspart werden konnte, so sollte sie doch ohne insektenbehaftete Araber vor sich gehen.

Die Abfahrt war auf drei Uhr nachts festgesetzt. Als ich am Abend vor der Abreise die Rechnung bezahlen wollte, weil ich kein kleines Geld hatte und Wechseln nachts oft Schwierigkeiten macht, ließ mir der Wirt sagen, er werde bei der Abfahrt schon zur Stelle sein. Punkt drei Uhr kam der Wagen. Es war eine stockfinstere Nacht; in den Straßen brannten keine Laternen, auch der Wagen war ohne Licht. Im Hotel, als einzige Beleuchtung, eine Kerze! — Der Wirt, im Hemd, ohne jede andere Bekleidung, gab mir die Rechnung und wollte noch schnell die Gelegenheit benutzen, mir beim Wechseln falsches Geld aufzuhängen. Meine Weigerung, es anzunehmen, verursachte einigen Zeitverlust und eine etwas angeregte Unterhaltung. Unterdessen wurde draußen unser Gepäck aufgeladen, wobei sich aber jeder auf seinen Tastsinn verlassen mußte, denn man konnte keine Hand vor Augen sehen. Meinen Rucksack, in dem allerlei Zerbrechliches war, hatte sich der Kutscher zur Sitzgelegenheit erkoren.

Während das Hotel krachend zugesperrt wurde, ging es ans Einsteigen. Da flammte im Innern des Wagens ein Zündholz auf.

„Hallo, Kutscher, wer ist denn da drin? Ich habe doch die Plätze im Innern für uns allein gemietet!“

„Mon dieu, es ist ein kranker Waldhüter, er steigt unterwegs aus, und er wird Sie gewiß nicht belästigen.“

Na meinetwegen! Wir steigen also ein. Der ganze für sechs Personen berechnete Raum ist 1,60 Meter lang und 1,25 Meter breit, mit einem kaum 25 Zentimeter breiten Gang. Durch einiges Handgepäck wurde der verfügbare Raum noch enger.

Dann setzte sich das Vehikel in Bewegung. Nach fünf Minuten Gerumpel durch die Finsternis blieb

der Wagen wieder stehen. Der Kutscher wollte sich frisches Brot kaufen. Das war ein Gedanke. Er mußte auch uns eins mitbringen; für sechzig Centimes gab es einen halbmeterlangen Laib sehr gutes Weizenbrot.

Der Waldhüter, den wir an seiner Ausdünstung als einen Araber erkannten, begann leise zu flüstern — betete er etwa?

Irgend jemand sprang plötzlich aus dem Dunkel hinten auf den Wagen und sprach uns freundlich mit „Bon jour, Messieurs!“ an. Sehen konnte ich ja nichts, aber ich sagte dem Manne sofort, daß ich alle sechs Plätze gemietet hätte, er könne also nicht mitfahren.

„Oh,“ meinte er treuherzig, „ich zahle ja nichts, ich fahre so mit, der Kutscher ist mein Freund, der erlaubt's schon, außerdem bleibe ich hinten auf dem Trittbrett.“

Dagegen konnte ich allerdings nichts machen, denn bis auf das Trittbrett erstreckte sich mein Mietvertrag nicht. Der Waldhüter wisperte weiter; ich zündete ein Streichholz an und sah nun, daß ganz in der Ecke noch ein kleiner Araber saß mit einer dicken Gargoulette (Steinkrug) auf den Knien. Ich wies nun den Araber wegen des verheimlichten Buben zurecht, doch er meinte ganz bieder: das sei doch nur sein kleiner Sohn, und der zähle ja noch nicht mit. Was half's? Er war da, und ich konnte ihn doch nicht auf der Landstraße aussetzen. Also blieb er.

Ein ganz fürchterlicher Gestank begleitete uns schon eine ganze Weile; ich dachte, es wäre die Ausdünstung der Araberstadt, aber jetzt befanden wir uns doch auf freier Ebene, und der Geruch wurde eher stärker. Ich machte eine laute Bemerkung hierüber und bekam auch sofort die Aufklärung von unserem Trittbrett-

fahrgast. Er hatte sich gestern nachmittag in La Calle einige Pfund frische Fische gekauft, die er in einem Körbchen draußen am Wagen aufgehängt hatte, die fingen an, schon etwas „trocken“ zu werden; aber darum könne man sie doch nicht wegwerfen. Mein Ersuchen, die Fische doch wenigstens oben aufs Dach zu setzen, versprach er an der nächsten Haltestelle zu erfüllen.

Inzwischen dämmerte der Tag. Die Straße führte jetzt durch einen ausgetrockneten See, den Longasee, in dem wir zahlreiche Ochsenherden mit ihren wild aussehenden Treibern — lauter Berber — überholten. Jenseits des Sees tauchten die Gebäude der französischen Hütten- und Minengesellschaft Dum Teboul auf. Die Werke haben einen eigenen Hafen, mit dem sie durch eine Schmalspurbahn verbunden sind. Die ganze Anlage machte den Eindruck gänzlicher Verwahrlosung. Die Hauptgebäude waren im Verfall, Maschinen, Lokomotiven, das rollende Material, kurz alles war verrostet und voll von Schmutz, und ich wunderte mich, daß der Lokomotivführer seinen Zug überhaupt noch vorwärts brachte. Einige Duzend Arbeiterhäuser, ursprünglich aus Lehm aufgeführt, jetzt aber mit Brettern, Blechstücken, Dachpappe und Papier geflickt, bildeten den gleichnamigen Ort, an dessen „Marktplatz“ das unvermeidliche „Grand Café de France“ verbunden mit dem Bureau des Postes, also unsere Haltestelle, lag.

Hier hatte man eine Viertelstunde Aufenthalt. „Zum Kaffeetrinken,“ sagte der Kutscher.

Wir klettern aus der engen Kiste, in der wir zwei Stunden gemartert worden waren, und nähern uns vertrauensvoll dem „Grand Café de France“. Als

wir aber den Kellner und die Brûhe sehen, die er gerade einem anderen einschenkt, verzichten wir auf das Labfal und ziehen uns in die Nähe unseres Wagens zurück, um dort an unserem sehr schmackhaften Brotlaib zu knabbern. Der Kellner war das Seitenstück zu dem Koch in La Calle.

Auf den Ruf: „En voiture s'il vous plait!“ stiegen wir ein, und hinter uns — kam noch ein Araber, der auch mit wollte. Jetzt aber wurde mir die Sache zu bunt, und ich legte Verwahrung ein beim Posthalter, dem eben erwähnten Kellner. Der erwiderte kalt, er wisse nichts davon, daß wir den Wagen allein gemietet hätten, und führte als Beweis an, daß ja bei der Ankunft schon zwei Araber darin gewesen seien, also . . . Der Kutscher, den ich als Zeugen anrief, behauptete jetzt ebenfalls, nichts zu wissen, und erst als ich drohte, ihm kein Trinkgeld zu geben, besann er sich auf den wahren Sachverhalt. Doch der andere kehrte den Borgesezten heraus, der Araber blieb sitzen, und ich tat das einzige, was mir zu tun übrig blieb — ich schwieg. Ich war durch meine Gutmütigkeit hereingefallen.

Zum Glück entpuppte sich der neue Araber als ein sehr sauber gekleideter und anscheinend besserer Mann, der alle erdenkliche Rücksicht nahm und sich in gutem Französisch entschuldigte. Aber wir waren nun zu fünf im Wagen und saßen in der drangvollen Enge recht ungemütlich.

Die sehr gut unterhaltene Straße stieg jetzt in Spiralen den etwa 800 Meter hohen Leboul hinan, und das Tempo war demgemäß. Ich zog es daher vor, eine Strecke zu Fuß zu laufen, um das märchenhafte Panorama zu genießen, das sich jetzt vor uns auftrat. Man sieht weit hinaus in die fruchtbare Ebene, die sich zwischen

unserer Straße und dem Meer hinzieht, auf den breiten, goldgelben Dünenstreifen und das leicht bewegte Meer, auf dem im Vordergrund zahlreiche Fischerfahrzeuge dem Fang obliegen. In der Ferne, am Horizont, ziehen zwei Dampfer ihre Bahn. Die eben aufgehende Sonne übergießt alles mit einem bläulichen Lichte und zaubert wunderbare Farbengegensätze hervor. Weit hinten im Nordwesten, von der Sonne vergoldet, drängt sich La Calle ins Meer; von Süden her winken die hohen, dichtbewaldeten finsternen Berge der Provinz Constan-tine, in deren Vordergrund der glitzernde Spiegel der drei großen Landseen, an deren Ufern wir vor wenigen Tagen Tausende von Schildkröten, viele Störche und Wasservögel in ihrer Ruhe gestört hatten.

Ich war noch ganz im Schauen versunken, als plötzlich neben mir unser „Fischfreund“ wieder auftauchte. Er habe bei der Haltestelle einen Richtweg eingeschlagen, um vom Posthalter nicht gesehen zu werden. Die Fische seien noch auf dem Wagen.

Auf der Höhe führt die Straße einige Kilometer eben weiter. Hier erwarteten wir den Wagen, und ich stieg wieder ein. Die Fische, die von der immer wärmer werdenden Sonne getroffen wurden, dufteten jetzt schon bedeutend stärker.

Der Araber erzählte, er sei Besitzer einer großen Ochsenherde, von der man ihm sechs Stück abgetrieben und gestohlen hätte. Er war den Spuren der Räuber sehr weit gefolgt, bis sie sich auf tunesisches Gebiet verloren. Jetzt war er auf dem Wege nach Ain-Draham, um dort die Hilfe des tunesischen Raids nachzusuchen. Beim Rückweg von der Verfolgung war er gestern im Walde auf ein Pantherpaar gestoßen, das gerade im Begriff stand einen gerissenen Ochsen zu verzehren. Der

Araber war zum nächsten Zeltort gelaufen, um Jäger zu holen, und sie hatten soeben ihre erfolglose Streife beendet; die Panther waren fort, und ihre Spur verlor sich auf eben der Straße, die wir jetzt befuhren. — An diese Erzählung wurden nun alle möglichen Schilderungen von Pantherjagden geknüpft, zu denen auch der „franke Waldhüter“, der übrigens Kreuzfidel war, manchen Beitrag lieferte.

Die Straße führte jetzt bergauf, bergab durch dichte Korkeichenwälder und zwischen wunderlichen Felsgebilden hindurch, und die Fahrt würde uns herrlichen Genuß geboten haben, wenn das Wehikel nicht gar so unerträglich gewesen wäre.

Der Wald, mit Baumriesen bis zu eineinhalb Meter Durchmesser, verdichtete sich mehr und mehr, und oft hörte man das Lärmen und Singen der mit dem Schalen der Korkeichen beschäftigten Araber. Bald begegneten uns auch haushoch beladene Karren mit Korkplatten, und die unter der zu schweren Last fast zusammenbrechenden dürren Araberpferde keuchten mühsam die Steigung hinauf, roh genug angetrieben durch die Stockhiebe der begleitenden französischen Holzknechte. Ein mit-leiderregendes Bild! An einer Tränke lag ein verendetes, über und über mit Blut bedecktes Pferd.

Hier im Innern Nordafrikas, fernab vom Getriebe der Städte, kann man die „Kultur“ der „grande nation“ erst richtig kennen lernen.

Endlich tauchte unten im Tal die nächste Haltestelle, das Städtchen La Croix, auf, in dem Pferdewechsel war. Gegen zehn Uhr trafen wir dort ein. Unser „Fischfreund“ schlug sich wieder seitwärts in die Büsche.

Wir hatten jetzt eine siebenstündige Marter hinter uns, und die halbe Stunde Aufenthalt, die uns einen

kurzen Spaziergang erlaubte, tat uns recht wohl. Unseren Hunger und Durst konnten wir aber auch jetzt noch nicht befriedigen, denn die Kaffeezeit war vorüber, und zum Absinth fehlte uns der Mut, selbst wenn das „Grand Café de France“ weniger unsauber gewesen wäre.

Der kranke Waldhüter verließ uns hier, und der ochsensuchende Araber zog die Gesellschaft des Kutschers auf dem Bock vor, wahrscheinlich der duftenden Fische wegen; wir durften also für den Rest der Reise auf den ungeschmälerten Genuß unserer so teuer bezahlten Bequemlichkeit hoffen. Die verhältnismäßig guten Pferde, die uns von La Calle bis hierher gebracht hatten, waren gewechselt und gegen drei Mähren vertauscht worden, die buchstäblich aus Haut und Knochen bestanden. Da es von hier bald auf tunesisches Gebiet übergeht, glaubten die Algerier, ihre besseren Pferde schonen zu sollen. Auch der bisherige anständige Kutscher machte einem alten grantigen Kerl Platz, der schon das Anschirren der Pferde mit den fürchterlichsten Flüchen begann.

Die Reise ging also wieder weiter. Die bisher gute Landstraße wurde recht schlecht und holperig, und das flotte Tempo, in dem wir von La Calle heraufgekommen waren, wich einem Zuckeltrab, wie es ja nach der Beanspruchung, mit der man uns beglückt hatte, nicht anders zu erwarten war. Bei der nächsten Biegung der Straße kam auch der „Fischmann“ wieder und stieg diesmal ins Innere des Wagens. Ich wehrte mich nicht, ich war schon mürbe.

Von La Croix bis Ain-Draham führt die Straße durch dichten Wald, der an vielen Stellen Spuren eines riesigen Waldbrandes trug. Es waren etwa fünftausend Hektar

Korkeichenwald verbrannt. Auf der Straße wechselt Lehmboden ab mit Sand und Kalkschotter, und da es sich hier um etwa acht Kilometer strittige Grenzstraße handelt, so tut weder Algerien noch Tunesien etwas zur Instandhaltung des Fahrdammes.

Mittlerweile begann es zu regnen, und es dauerte nicht lange, so blieben wir stecken. Der alte Kutscher stieg ab und fing an, seine Gäule aufs herzloseste mit dem Peitschenstiel zu bearbeiten. Wie der Blitz war ich aus dem Wagen und fuhr dem Kerl an den Hals. „Sie verdammter Kerl, wenn Sie den Tieren noch einen Schlag geben, haue ich Ihnen den Peitschenstiel auf dem Schädel entzwei,“ schrie ich ihm zu und entwand ihm die Peitsche. „Allez, angefaßt, wir schieben nach!“

Der Araber und der Fischmensch, die mich ganz erstaunt angeschaut hatten und meinen Zornesausbruch gar nicht begreifen konnten, mußten nun auch in die Räder greifen, und mit vereinten Kräften schoben wir den Wagen — und ich glaube, auch die Pferde — so lange, bis wir wieder festen Straßengrund erreicht hatten.

Nun begann der Alte zu zetern und zu schimpfen und verlangte seine Peitsche, doch es half ihm alles nichts; er verzog sich aber erst, als ich ernstlich böse wurde und ihm mit Prügeln drohte.

Durchnäßt und schmutzig stieg ich ein. Eine halbe Stunde lang ging es wieder vorwärts, dann kam eine Steigung, von der der strömende Regen das Erdreich fortgespült hatte, das unten einen fußtiefen Morast bildete; darin blieben wir natürlich wieder stecken.

Also nochmals heraus! Der Alte war jetzt manierlicher, auch der Araber stieg ab; den blinden Passagier mußte ich erst deutlich an das Aussteigen mahnen.

Wir griffen wieder in die Speichen, der Kutscher faßte die Pferde beim Kopfe und feuerte sie durch Zurufe an, doch es nützte nichts, wir kamen nicht vom Fleck. Schon wollte ich den Alten zum Abladen seiner Decklast zwingen, als uns zum Glück zwei Arbeiter entgegenkamen, von denen der eine — ein Italiener — eine Schaufel trug. Ich bot ihnen einige Sou für ihre Hilfe mit der Schaufel, worauf beide eingingen. Der Italiener aber hatte anscheinend die Sache falsch aufgefaßt, denn er wollte die Pferde mit dem Schaufelstiel antreiben, was ich mit knapper Not verhindern konnte. Die Räder wurden nun freigeschaufelt und der Wagen mit Mühe und Not den Berg hinaufgeschoben.

Oben stiegen wir wieder ein. Jetzt fing das Dach an ganz bedenklich zu krachen; bei jedem Stoß zitterten die alten Deckstützen, und vorn gab ein Brett bereits nach. Man hatte zu der früheren, schon übermäßigen Berdecklast in La Croix noch einen Ballen Heu und eine Kiste Eier auf das Dach geladen, und das war zu viel.

Wir hielten wieder. Ich sprang hinaus und sah nun, daß die Pferde vor Erschöpfung nicht weiter konnten. Nur widerwillig ließ sich der Kutscher zu einer Rastpause herbei, die er dann gleich zum Umstauen seiner Ladung benutzen mußte. Ich erklärte ihm mit zunehmender Deutlichkeit, daß das Dach entlastet werden mußte, sonst führe ich nicht weiter, ließe aber auch ihn nicht fort, und wenn ich Gewalt brauchen mußte. Es folgte ein langes, bitteres Wortgefecht. Endlich zog er den Heuballen auf den Bock und setzte sich selbst auf die Deichsel.

Ich nahm jetzt den Laib Brot und gab den Pferden einen Brocken, den sie gierig verzehrten. Dann stellte ich mich vor das Mittelpferd, das am jämmerlichsten

ausfah, und hielt ihm den Brotlaib vors Maul, indem ich rückwärts weiterging. Das half! Die armen Tiere setzten sich in Bewegung, und so, immer mit dem lockenden Brotlaib vor ihnen hergehend, brachte ich den Wagen so weit, daß die nun beginnende abschüssige Straße das Fuhrwerk selbsttätig vorwärts trieb.

So kamen wir endlich an die tunesische Grenze nach La Babouche. Hier ist Zollrevision. Man fahndet hauptsächlich nach Zigaretten und Tabak, weil Tunesien Monopol hat, und der Tabak in Algerien frei ist. Der glückliche Fischbesitzer, der mir unterwegs anvertraut hatte, daß auf dem Grunde seines Fischkorbes zwölf Päckchen Zigaretten verborgen seien, drückte sich hier wieder.

Von La Babouche nach Min-Draham zieht sich der Weg wieder um einen Berg. Die Straße ist sehr gut unterhalten, doch hat sie viele Steigungen, oft bis zu zehn Prozent. Schöne Ausblicke bietet die Straße, besonders auf das Meer und das kleine Hafenstädtchen Tabarka; aber wir waren zu erschöpft, um uns dessen zu freuen.

Nach einer halben Stunde fuhren wir in Min-Draham ein und dankten unserem Schöpfer, als wir um ein Uhr mittags, also nach zehnstündiger Fahrt, vollständig gerädert den Wagen verlassen konnten.

Ja, es ist herrlich, „da drüben“ zu reisen!

